

Ulrich van der Heyden

## Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan

Der sträfliche Umgang mit der Geschichte in der deutschen Hauptstadt

### *Wie wissenschaftlich darf Regionalgeschichte sein?*

Kein Mensch, so hört man in Gesprächen mit Historiker-Kollegen immer wieder, würde ohne ein entsprechendes langjähriges Studium auf die Idee kommen, einen Plan für den Bau eines Hochhauses zu entwerfen und dort jemanden einziehen zu lassen oder gar – um ein anderes Beispiel anzuführen – einem anderen Menschen auf dem Operationstisch den Bauch aufzuschneiden und den Blinddarm herauszunehmen. Solcherlei Tätigkeiten beherrscht man bekanntlich erst nach einem universitären Studium. Dass dies so sein muss, wird in der Regel allseits anerkannt, denn es geht um das Erlernen und die Beherrschung einer Wissenschaft und deren spezielle Anwendung in der alltäglichen Praxis.

Das wussten schon unsere Altvorderen. Auch die Historikerzunft in den vorangegangenen Generationen hatte sich ebenso wie die heutige mit einem gewissen Dilettantismus in der Geschichtsschreibung und in der öffentlichen Präsentation von angeblich historisch gesicherten Fakten herumzuschlagen, der von – heute sogenannten – Hobbyisten ausgeht. Da heißt es etwa in einer missionswissenschaftlichen Zeitschrift von vor dem Ersten Weltkrieg: »Geschichte kann nur jemand schreiben, der die Quellen kennt.«<sup>1</sup> Wie im Folgenden aufgezeigt wird, muss auch heute noch auf dieser Meinung beharrt werden. Denn die Historiografie wird von einigen Mitbürgern nicht als akademische Disziplin betrachtet. Vielmehr meint man, dass jeder in die Vergangenheit seine Vorstellungen hineininterpretierende Bürger, der ein gewisses Geschichtsinteresse besitzt, sich an Klio vergehen kann. Denn, so anscheinend die weitverbreitete Ansicht, wer sich für das Vergangene interessiert, kann, auch ohne sich fachwissenschaftlich kundig zu machen, selbst dazu »arbeiten«, also publizieren oder mehr oder minder lautstark öffentlich seine Meinung zu Themen der Geschichte äußern, die oft genug von den Fachleuten noch als in der Diskussion betrachtet werden. Dass dies in der deutschen Bevölkerung eine recht weit verbreitete Auffassung ist, wird jeder geschichtswissenschaftliche Experte feststellen, wenn er vor regionalgeschichtlich interessierten Zuhörern in Deutschland referiert.

Es liegt in der Natur der Sache, dass zu heimat- und regionalgeschichtlichen Themen eher Stellung von nicht ausgebildeten historisch Interessierten bezogen wird als etwa zu weltgeschichtlichen Fragestellungen. Dabei kann es jedoch zu langlebigen, auf faktisch

1 Ed. Kriele, Literaturbericht, in: Allgemeine Missions-Zeitschrift, Bd. 38, Berlin 1911, S. 435.

wie interpretatorisch falschen historischen Voraussetzungen beruhenden Meinungen und Überzeugungen kommen, die man meint, gegen die von Experten gewonnenen Erkenntnisse setzen zu müssen. Bildungsunwillen und ideologische Verbohrtheit mögen dieses Phänomen in dem hier behandelten Kapitel des öffentlichen Geschichtsbewusstseins in Berlin bestärken.

### *Der vorgeschlagene Wechsel eines Berliner Straßennamens*

Seit etwa Mitte des Jahres 2013 konnte man in Berlin ein weiteres Mal mit einem ziemlich breiten öffentlichen Interesse erleben, wie ohne wissenschaftliche Grundlage historische Fakten gefälscht, missachtet, kritiklos kolportiert, verdreht oder schlichtweg negiert werden.

Im Folgenden geht es lediglich um diejenigen Fragen der Geschichte Berlins, die Bezug zur brandenburgisch-preußischen Kolonialgeschichte haben, einem Forschungsfeld des Verfassers. Inwiefern auch andere Themen der Geschichte Berlins betroffen sind, müssen andere Kollegen, die vielleicht ähnliche Erfahrungen gemacht haben, bei Bedarf klären. In die Öffentlichkeit ist jedenfalls davon nichts gedrungen.

Ausgangspunkt der folgenden Ausführungen sind die zu Beginn des Jahres 2014 verstärkt vorgetragenen Forderungen von einigen sich selbst als zivilgesellschaftliche Vertreter betrachtenden Bürgern. Sie verlangen die Umbenennung – nicht etwa eine Diskussion um die Notwendigkeit – der seit Beginn des 18. Jahrhunderts so benannten Mohrenstraße in Berlins Mitte mit kruden Argumenten, die einer kritischen Hinterfragung nicht standhalten. Die Argumente dieser Gruppierung von vornehmlich jungen Leuten hat ein schon vor einigen Jahren von den zuständigen demokratischen Gremien der Stadt bzw. des zuständigen Bezirks Mitte ad acta gelegtes Ansinnen, diese Straße wegen ihrer vorgeblichen rassistischen Konnotation umzubenennen, von Neuem belebt. Den politischen Fauxpas nicht erkennend, diese Straße mit einem nach ihrer Meinung »kolonialrassistischen« Namen ausgerechnet in Nelson Mandela umzubenennen, also nach dem Namen eines »schwarzen« Menschen, zeugt von wenig politischem Gespür.

Dass es an der Zeit ist, dem südafrikanischen Freiheitskämpfer, Friedensnobelpreisträger und erstem schwarzafrikanischen Präsidenten der Republik Südafrika durch die Benennung einer Straße in der deutschen Hauptstadt zu ehren, nachdem sein Name nach der politischen Wende im Osten Deutschlands von so mancher öffentlichen Institution (etwa einer Schule in Ilmenau, während in den alten Bundesländern drei staatliche Schulen dieses Namens existierten) getilgt wurde, liegt auf der Hand. Dazu war eigentlich eine schriftliche Anregung des deutschen Botschafters in Südafrika nach dem Tod des großen Staatsmannes in einem Brief an den Bürgermeister des Bezirks Berlin-Mitte zu Beginn des Jahres 2014 nicht notwendig.

Aber der Berliner Senat hatte geschlafen und nichts unternommen, um Mandela im Berliner Straßenbild zu ehren; einer Straße vor dem neu zu errichtenden Humboldt-Forum den Namen zu geben, stieß auf Kritik. Unverständlich ist, warum nicht schon viel früher die Berliner Instanzen reagierten und erst von außen dieser Vorschlag an diese herangebracht werden musste. Dies ist als beredtes Exempel für den Umgang mit der Geschichte dieser europäischen Metropole getrost zu bewerten. Es kann mit ziemlicher Sicherheit davon ausgegangen werden, dass es keine ablehnenden Diskussionen unter den Berlinern geben wird, diesem exponierten afrikanischen Politiker einen Straßennamen zu widmen.

Entsprechende Forderungen, eine Nelson-Mandela-Straße sogleich mit dem Wegfall des Namens Mohrenstraße zu kreieren, sind am nachhaltigsten von einigen *People of Colour*, wie jetzt für schwarze Deutsche – wie sie sich vorher nannten – die gewünschte Bezeichnung ist, sowie einigen in Berlin lebenden Afrikanern in die Öffentlichkeit getragen worden. Ihnen ist es zu verdanken, dass die Thematik auf die politische Agenda kam, bevor der entsprechende diplomatische Anstoß von der deutschen Botschaft aus Pretoria eintraf.

### *Von den Schwierigkeiten, Geschichte verstehen zu wollen*

So positiv auch das antikoloniale zivilgesellschaftliche Engagement von Berliner Bürgern und Zugewanderten für ihre Stadt zu bewerten ist, so ist doch Vorsicht, ja Zurückweisung angebracht, wenn sich die Argumente für solche Aktivitäten nicht auf historische Tatsachen begründen und wenn stattdessen Fiktionen zu Realitäten zur Durchsetzung ihrer politischen Forderungen deklariert werden.

Eigentlich haben die Befürworter einer Umbenennung der Mohrenstraße keine historisch begründeten Argumente für ihren Vorwurf der rassistischen Konnotation der Straßenbezeichnung auf ihrer Seite, wie im Folgenden aufgezeigt wird. In ihrem Bestreben, besonders fortschrittlich und kritisch zu sein oder auf die *political correctness* besonderen Wert legend, fühlen sie sich vorgeblich persönlich berührt und vermengen in ihrer Geschichtsbetrachtung vor allem die vorimperialistische Phase der deutschen Kolonialpolitik mit der imperialistischen Phase, also der Zeit der direkten Kolonialherrschaft ab 1884/85, als es zweifelsohne kolonialen Rassismus und Versklavung gab. Die Besonderheiten des brandenburgisch-preußischen Kolonialismus bleiben ihnen unbekannt. Um ihre Argumentation zu bekräftigen, werden Meinungen von angeblich Betroffenen als Zeugen für ihr ahistorisches Argumentieren herangezogen.<sup>2</sup>

So ein Vorgehen kann als ein klassisches Beispiel der »Erfundenen Tradition«, ein ideologiekritisches Konzept, das 1983 von Eric Hobsbawm und Terence Ranger mit der Aufsatzsammlung »The Invention of Tradition«<sup>3</sup> in die Geschichtsdebatten eingebracht worden ist, angesehen werden.<sup>4</sup>

Angesichts solcher Prozesse eines letztlich »hilflosen Argumentierens«, wie wir sie seit einigen Jahren in Berlin in Bezug auf die Verknüpfung von Regional- und Globalgeschichte am Beispiel der Mohrenstraße beobachten können, nahm der bedeutende Universalhistoriker Eric Hobsbawm vor seinem Tode noch einmal Stellung. Für die Durchsetzung der eigenen Meinung, so schreibt er, würden zunehmend Stimmen von angeblich betroffenen Mitbürgern gesammelt oder präsentiert, was nichts mehr mit den historischen Gegebenheiten, um die es in erster Linie gehen sollte, zu tun habe. Er schrieb zu diesem »goldenen Zeitalter für die Erfindung emotional verzerrter historischer Unwahrheiten und Mythen« Folgendes: »Politisch gesehen liegt die größte unmittelbare Gefahr

2 In Interviews für öffentliche Medien wird von Betroffenen, in diesem Fall von schwarzen Deutschen oder in Berlin vermutlich wohnenden Afrikanern, immer wieder beteuert, dass sie sich persönlich diskriminiert fühlen, wenn sie durch die Mohrenstraße gehen.

3 Eric Hobsbawm/Terence Ranger, *The Invention of Tradition*, Cambridge 1992.

4 Vgl. zur »erfundenen Tradition« Stefan Jordan (Hrsg.), *Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart 2002, S. 289 f.

für die Geschichtsschreibung in einem ›antiuniversalistischen‹ Ansatz nach dem Motto: ›Meine Wahrheit ist so gültig wie deine, völlig unabhängig von Fakten und Belegen.‹ Dies wirkt wie eine Einladung an die verschiedenen Arten von Geschichtsschreibung für *identity groups*. Für sie geht es nicht um die zentrale Frage, was geschehen ist, sondern um die Frage, wie dieses Geschehen die Mitglieder einer bestimmten Gruppe betrifft. Ganz allgemein gesprochen, geht es dieser Geschichtsschreibung nicht um rationales Erklären, sondern um ›Bedeutung‹, nicht um die Frage, was geschehen ist, sondern wie ein Geschehen von den Mitgliedern einer Gruppe empfunden wird, die sich aufgrund religiöser, ethnischer und nationaler Kriterien oder nach Geschlecht, Lebensstil usw. definitorisch abgrenzen.«<sup>5</sup>

Eric Hobsbawm gibt also mit seiner Kritik an der ahistorischen Betrachtung der Vergangenheit denjenigen Recht, die sich in den betreffenden Disputen um eine realistische Sicht und Bewertung eines geschichtlichen Phänomens einsetzen und die Meinung vertreten, dass heutige Standards der *political correctness* nicht auf eine Zeit von vor 300 Jahren angelegt werden können.

Letztlich handelt es sich, wie auch an diesem Beispiel der Verknüpfung von Regional- und Globalgeschichte abzulesen ist, um Zeit- und Kraftvergeudung. Denn die historischen Fakten liegen vor und können nicht uminterpretiert werden. Es gibt immer noch in der deutschen Hauptstadt genügend Erinnerungsorte aus der Zeit der direkten deutschen Kolonialherrschaft, die es wert sind, geändert zu werden oder darüber fachlich kompetente Diskussionen, wie im Fall von Gustav Nachtigal, nach dem ein Platz in Berlin-Wedding benannt ist, zu führen.

Um es noch einmal zu betonen, es geht nicht darum, in Berlin die zur Genüge vorhandene kolonial-belasteten Namen, wie sie etwa im Afrikanischen Viertel im alten West-Berliner Bezirk Wedding gleich mehrfach vorkommen,<sup>6</sup> zu entsorgen und durch Namen von gegen die deutsche Kolonialherrschaft Kämpfenden zu ersetzen, sondern dies muss auf der Basis realer historischer Tatsachen erfolgen. Weder die vorgebliche Betroffenheit einer speziellen Gruppe von Menschen noch politische Absichten dürfen Einfluss auf die Darstellung und Bewertung der historischen Gegebenheiten bekommen.

### *Die postcolonial studies*

Offen zutage getreten sind Forderungen und Proteste von nicht historisch ausgebildeten Menschen als Folge der Durchsetzung der *postcolonial studies* innerhalb der Kolonialhistoriografie und des vornehmlich außereuropäisch geprägten Zweiges der Literaturwissenschaft. Mit dieser seit etwa zwei Jahrzehnten aus den USA nach Deutschland transferierten Sicht auf die koloniale Vergangenheit Europas und anderer Staaten des Nordens auf ihr koloniales Wirken in Übersee werden vornehmlich diejenigen historischen Forschungen verstanden, die sich mit den Rückwirkungen des Kolonialismus auf die kolonisierenden Mutterländer auseinandersetzen.

5 Eric Hobsbawm, Wider den postmodernen Relativismus, in: *Le Monde diplomatique*, Nr. 12, Berlin 2004, S. 15.

6 Vgl. Ulrich van der Heyden: Das afrikanische Viertel, in: ders./Joachim Zeller (Hrsg.), *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*, Berlin 2002, S. 261–263.

Der Kolonialismus wird in dieser Betrachtungsweise also als gegenläufiger Prozess gesehen, und insofern werden dessen Auswirkungen nicht nur auf die kolonisierten Völker, sondern ebenso auf die metropolitanen Gesellschaften untersucht. Dabei geht es also weniger um die politisch-militärische Herrschaftsausübung oder um die Kolonialökonomie, sondern vor allem um die Frage, in welcher Form die Kolonialdiskurse das kulturelle und mentale Selbstverständnis der vormaligen Kolonialmächte Europas geprägt und welchen Beitrag dieselben zur Nations- und Identitätsbildung geleistet haben.<sup>7</sup> In diesem Kontext ist unumstritten, dass der zeitgenössische koloniale Diskurs mit einem rassistisch geprägten Superioritätsdenken einherging. So wie »weiß sein« seinerzeit koloniales Herrenmenschentum bedeutete, so beanspruchte das Deutsche Reich von 1871 einige Jahre später durch seinen Kolonialbesitz wie durch seine expansive Flottenpolitik, nicht mehr nur eine kontinentale Großmacht, sondern gar eine Weltmacht zu sein.

In Folge der erweiterten und zugleich spezifizierten Sichtweise auf den Kolonialismus werden in den letzten Jahren insbesondere dann kontroverse Haltungen sichtbar, wenn Vorwürfe des Rassismus oder von rassistischen Ressentiments der Europäer durch – vornehmlich – Nichteuropäer erhoben werden; vor allem dann, wenn solche Behauptungen nicht wissenschaftlich begründet sind, sondern lediglich Emotionen gepaart mit einem gerüttelten Maß an Unwissenheit die Auslöser sind. Selbstredend wird der rassistische Charakter der deutschen Gesellschaft in Zusammenhang mit kolonialer Eroberung, kolonialer Machtabsicherung sowie nicht zuletzt der kolonialen Rückwirkungen auf die deutsche Gesellschaft durch rassistische Übertragungen aus den Kolonien von allen an den akademisch geführten Disputen nicht bezweifelt, jedoch darf dabei nicht die historische Wahrheit einer pauschalen Bewertung einer vielschichtigen Problematik zum Opfer fallen. So gab es in der deutschen Gesellschaft Kolonialismuskritik bis hin zu konsequenter Ablehnung einer kolonialen Herrschaft in Übersee; nicht nur, aber vor allem in großen Teilen der Arbeiterbewegung.<sup>8</sup>

In Bezug auf die deutsche Hauptstadt, quasi die Zentrale des deutschen Kolonialismus, liegen zwei Sammelbände vor, die die *postcolonial studies* in Deutschland mitbegründeten.<sup>9</sup> Hierbei handelt es sich nicht um regionalgeschichtliche Analysen der Vergangenheit Berlins im traditionellen Sinne. Vielmehr geben die dort ausgewählten Erinnerungsorte und Personen in und aus Berlin den Anlass dafür, um deren Bezüge zur kolonialen Vergangenheit Deutschlands herauszustreichen und zu erläutern. Ein solcher Ansatz folgt dem Konzept der »geteilten Geschichten«<sup>10</sup>, welches die Verflechtungen von deutsch-afrikanischer bzw. europäisch-außereuropäischer Geschichte aufzeigen möchte.

- 7 Siehe beispielsweise die Forschungsergebnisse anhand des deutschen Kolonialismus bei Alexander Honold/Oliver Simons (Hrsg.), *Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden*, Tübingen und Basel 2002; Birthe Kundrus (Hrsg.), *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, Frankfurt am Main und New York 2003; Alexander Honold/Klaus R. Scherpe (Hrsg.), *Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit*, Stuttgart und Weimar 2004.
- 8 Vgl. Benedikt Stuchtey, *Die europäische Expansion und ihre Feinde. Kolonialismuskritik vom 18. bis in das 20. Jahrhundert*, München 2010.
- 9 U. van der Heyden/J. Zeller (Hrsg.), *Kolonialmetropole Berlin* (wie Anm. 6); dies. (Hrsg.), »... Macht und Anteil an der Weltherrschaft«. Berlin und der deutsche Kolonialismus, Münster 2005.
- 10 Siehe zu dem von Shalini Randeria entwickelten Konzept der »geteilten Geschichten« in dem Sammelband von Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus*.

Auch zu anderen größeren Städten Deutschlands sind inzwischen regional orientierte postkoloniale Studien erschienen.<sup>11</sup> Auch ein Sammelband, der sich mit mehreren deutschen Städten beschäftigt und dort die kolonialen Spuren verfolgt und deren postkoloniale Bedeutung hervorhebt, liegt vor,<sup>12</sup> gefolgt von einem im Jahre 2013 erschienenen weiteren Sammelband.<sup>13</sup> In diesem Zusammenhang nahm auch die afrikanische Diaspora-Forschung in Deutschland einen Aufschwung.<sup>14</sup>

Die Debatten im Rahmen der *postcolonial studies* führten zwar Akademiker, werden indes – so hat es zumindest den Anschein – auch von anderen Interessierten verfolgt, und das eine oder andere Argument wird daraus herausgegriffen, oft genug wegen des fehlenden Fachwissens aus dem Zusammenhang gelöst. Solche Abstraktion oder ahistorischen Begründungen für komplizierte Prozesse rufen jedoch – darauf wird in diesem Aufsatz am konkreten Beispiel hinzuweisen sein – letztendlich gegenteilige politische Wirkungen als die ursprünglich beabsichtigten hervor.

Dabei sollten jedwede Anstrengungen von zivilgesellschaftlichen Initiativen, politischen Bewegungen und Parteien, der Kirchen wie auch von Einzelpersonlichkeiten zur Zurückdrängung von in wohl allen gesellschaftlichen Sphären zu beobachtenden Rassismen oder gar offener rassistischer Gewalt mit dem Ziel, diese Phänomene gänzlich aus den europäischen Gesellschaften zu verbannen, eine der wichtigsten gemeinsamen innerpolitischen Aufgaben sein. Um dieses Ziel erreichen zu können, sind fundamentale Kenntnisse über die Ursachen, Entstehungsweisen, Auswirkungen, Formen und letztlich der Haltlosigkeit des Rassismus vonnöten.

Professionelle Aufklärung über die Entstehung von Rassismen ist eine der wirkungsvollsten und herausforderndsten Aufgaben der Historiker, die sich mit Kolonialismus und anderen Themen der Global- und Überseegeschichte befassen. Die von ihnen pu-

Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main und New York 2002.

- 11 Vgl. beispielsweise Heiko Möhle (Hrsg.), *Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche in Hamburg*, Hamburg 1999; *Diskurs. Bremer Beiträge zu Wissenschaft und Gesellschaft. Namibia – Die Aktualität des kolonialen Verhältnisses*, hrsg. von der Universität Bremen, Heft 6, Bremen 1982; *Kolonial-Denk-Mal. Bremen – Schlüssel zur Dritten Welt*, hrsg. vom Dritte-Welt-Haus Bremen und dem Bremer Informationszentrum für Menschenrechte und Entwicklung, Bremen 1984; Rainer Mertens, Nürnberg, *Die Entdeckung Amerikas und die Folgen. Ein kolonialer Stadtrundgang*, Nürnberg 1992; Thorsten Heese, »Und über ferner Gauen lichter Pracht soll segenrauschend Deutschlands Banner wehen.« *Kolonialismus und Bewußtseinsbildung in Osnabrück*, in: *Osnabrücker Mitteilungen*, Bd. 101, Osnabrück 1996, S. 197–261; Anne Dreesbach/Helmut Zedelmaier (Hrsg.), »Gleich hinterm Hofbräuhaus waschechte Amazonen«. *Exotik in München um 1900*, München und Hamburg 2003; Marianne Bechhaus-Gerst/Anne-Kathrin Horstmann (Hrsg.), *Köln und der Deutsche Kolonialismus. Eine Spurensuche*, Köln, Weimar und Wien 2013. Zu Hannover vgl. [http://www.geschichte.uni-hannover.de/kolonialismus/strassen\\_umbenennungen.html](http://www.geschichte.uni-hannover.de/kolonialismus/strassen_umbenennungen.html) (1. April 2014).
- 12 Vgl. Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hrsg.), *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*, Erfurt 2008.
- 13 Jürgen Zimmerer (Hrsg.), *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, Frankfurt am Main 2013.
- 14 Vgl. zu der entsprechenden Fachliteratur Ulrich van der Heyden, *Lebensgeschichten der afrikanischen Diaspora in Deutschland – einige wissenschaftsgeschichtliche Anmerkungen*, in: ders. (Hrsg.), *Unbekannte Biographien in Deutschland. Afrikaner im deutschsprachigen Raum vom 18. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges*, Berlin 2008, S. 10–22.

blizierten Forschungsergebnisse müssen jedoch von der Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen und verarbeitet werden. Dann können die von Wissenschaftlern oder wissenschaftlich gebildeten Autorinnen und Autoren eruierten historischen Fakten und Argumente im Kampf gegen Extremismus und Ausländerfeindlichkeit unserer Tage eingesetzt werden. Denn nach wie vor ist damit eine fundierte Auseinandersetzung insbesondere in Deutschland damit notwendig, wo Rassismus unselige Traditionen besitzt.

### *Historische Aufklärung – für wen?*

Es gibt in der deutschen Bevölkerung vielfältige Anstrengungen, sich dem in bestimmten Kreisen immer noch recht ausgeprägt verbreiteten Rassismus entgegenzustellen. Nicht zuletzt auf dem Gebiet der Wissenschaft sind einige Publikationen erschienen, die sich diesem Anliegen verpflichtet fühlen.

Aber wer soll über die Unhaltbarkeit rassistischer Ressentiments und deren Folgen eigentlich »aufgeklärt« werden und wie? Sicherlich können durch wissenschaftlich fundierte Publikationen und durch Verbreitung politikwissenschaftlicher Erkenntnisse den antirassistischen Aktivisten Argumente für Diskussionen zur Verfügung gestellt werden. Da hat es in den vergangenen Jahren schon eine ganze Reihe von Angeboten in Form von Büchern, Aufsätzen, Vorträgen und Weiterbildungsveranstaltungen gegeben. Haben sie etwas bewirkt?

Dass aufklärerische Literatur in den antirassistischen Auseinandersetzungen unserer Tage letztlich nur recht bescheidene Beachtung gefunden hat, liegt nicht zuletzt an der nicht immer einer kritischen Prüfung standhaltenden Argumentation, wenn es um historische Fakten geht. Publikationen solcher Art wenden sich vor allem an die »Masse« der Bevölkerung, an die in Sachen Rassismus zumeist schweigende Mehrheit. Diese sollte durch qualitätsgerechte Aufklärung über Ursachen, Formen und Hintergründe des zumeist alltäglichen Rassismus, der in fast jeder ländlichen Region sowie in den Städten anzutreffen ist, zu antirassistischen Positionen gebracht werden. Denn auf diese quantitativ größte Zielgruppe kommt es an. Sie sollte es sein, auf die sich Wissenschaft und Aufklärungsarbeit richten bei der breiten Bekämpfung von Halb- und Unwissen, von Stereotypen, von Exotismus und Chauvinismus und sich oftmals über Generationen hinweg herausgebildeten fremdenfeindlichen Vorurteilen, von übertriebenem Nationalismus und Geschichtsverfälschungen.

Denn die Hardcore-Rassisten werden auch die am besten wissenschaftlich recherchierten und exzellent vermittelten Argumente nicht aus ihrem dumpfen Ausländerhass und ihren vereinfachten Vorstellungen über die Welt herausreißen und zur Einsicht, dass nur durch ein friedliches Miteinander die gemeinsame Zukunft gestaltbar ist, gelangen lassen. Und die ohnehin schon vorhandenen Überzeugungen der antirassistischen Aktivisten werden höchstens mit neuen Argumenten gestützt werden können. Also muss man sich dem Bevölkerungsteil zuwenden, der bei rassistischen Straftaten oder auch bei nur unbedarft dahergeredeten Äußerungen wegschaut und weghört. Das heißt denjenigen, die (noch) nicht den rechten Parolen aufgesessen sind. Für diese muss argumentiert werden. Hier liegt das Potenzial für die Geschichtswissenschaft, um rassistisches Gedankengut aus unserer Gesellschaft sukzessive zu verbannen.

Wenn jedoch historische Fakten verdreht und die Vortragenden auf kritische Nachfragen keine Antwort wissen, fragt sich in der Regel jeder an der Thematik Interessierte,

warum ihm etwas »untergejubelt« werden soll, und glaubt letztlich das Gegenteil von dem, was ihm dargeboten wird. Jedenfalls ist dies zu befürchten. Das ist letztlich eine ganz normale, psychologisch zu begründende Reaktion und trifft auch für andere politische Themen als das hier Dargestellte zu.

Insofern müssen sich diejenigen Mitbürger, die sich der Bekämpfung solcher Erscheinungen wie Rassismus, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit verpflichtet fühlen, ihrer Verantwortung bewusst sein. Was sie an historisch gesicherten Fakten und Prozessen vortragen und erläutern, muss jeder skeptischen Nachfrage standhalten. Wenn etwas unklar in der Erkenntnis ist, muss dies benannt werden, auf andere Meinungen – wenn sie nicht provokativ vorgetragenen rassistischen Inhalts sind – muss eingegangen werden. Und es muss klar und eindeutig formuliert werden. Denn eine diffuse Formulierung, die das Gefühl der angesprochenen Mitbürger nicht trifft, wird bei solchen sensiblen Themen mit relativer Sicherheit das Gegenteil erreichen von dem, was eigentlich beabsichtigt ist. Behauptungen etwa, die durch geschichtswissenschaftliche Forschungsergebnisse oder durch andere stichhaltige Beispiele nicht belegbar sind, schaden eher, als dass diese als hilfreiche Argumente angenommen werden. Dies ist eine simple Erfahrung, deren Bestätigung nicht zuletzt bei den Diskussionen in Berlin um die Umbenennung der Mohrenstraße von Bedeutung ist.

Diejenigen vorgeblich Betroffenen von *identity groups* gehen sogar so weit, dass sie in ihrer unsachlichen Polemik davon ausgehen, dass die Gegenargumente vortragenden Wissenschaftler<sup>15</sup> wie sie ohne historische Kenntnis argumentieren und sich wie sie von Gefühlen vorgetragener Betroffenheit leiten lassen, wie eine Replik gegen den auf wissenschaftliche Forschungsergebnisse beruhender Artikel des Verfassers in einer Tageszeitung zur Geschichte der Mohrenstraße vom Juli 2014 belegt.<sup>16</sup>

Ähnliche Erfahrungen haben einige sich der Aufklärung über Rassismus verpflichtet fühlende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler machen müssen, die bislang ihre Sichten innerhalb des *Critical-whiteness*-Konzepts vertreten hatten, nunmehr indes feststellen mussten, dass diese zur Ideologie verkommene Wissenschaftsdisziplin eine Richtung eingeschlagen hat, die antirassistische Politiken geradezu sabotiert.<sup>17</sup>

### *Ist das Wort »Mohr« rassistisch?*

Zu Beginn des Jahres 2014 wurde laut einem Bericht in einer Berliner Zeitung die Forderung von Protestierenden erhoben, sich »für eine umfassende Auseinandersetzung mit der deutschen Kolonialgeschichte und die Umbenennung der Mohrenstraße« einzusetzen.<sup>18</sup> Wer sich der Mühe nicht entziehen mag und eine Bibliothek aufsucht, wird

15 Ulrich van der Heyden, Der Mohr ist unschuldig, Anmerkungen zu einem nicht enden wollenen, ahistorischen Streit in Berlin, in: Neues Deutschland vom 16. Juli 2014.

16 Thembi Wolfram, M-Wort Debatte: etwas Respekt, bitte. Die Mohrenstraße umbenennen?! Replik auf einen nd-Text von Ulrich van der Heyden, in: Neues Deutschland vom 7. August 2014.

17 Vgl. Jule Karakayali/Vassilis S. Tsianos/Serhat Karakayali/Aida Ibrahim, Decolorise it! Die Rezeption von Critical Whiteness hat eine Richtung eingeschlagen, die die antirassistischen Politiken sabotiert, in: ak – analyse & kritik. Zeitung für linke Debatte und Praxis, Nr. 575, Hamburg 2013, S. 31–35.

18 Proteste für die Umbenennung der Mohrenstraße, in: Berliner Zeitung vom 24. Februar 2014.

feststellen, dass es in Deutschland inzwischen Hunderte von Büchern zur Auseinandersetzung vornehmlich mit der deutschen Kolonialgeschichte gibt; zum einen solche mit Überblickscharakter, streng wissenschaftlich oder mit populärem Charakter, zum anderen solche, die sich einzelnen Fragen tiefgreifend zuwenden, gleichwohl mannigfache Fragen bearbeitend, sich zum Beispiel mit den Folgen der deutschen Herrschaft in den ehemaligen Kolonialgebieten in Afrika, Kiautschou und der Südsee oder mit den Rückwirkungen der Kolonialherrschaft auf das Mutterland beschäftigend. Mehr oder minder gut recherchierte und argumentierende Werke sind darunter; mit und ohne Illustrationen. Ja, sogar eine Publikation über die Mohrenstraße und die Entstehung ihres Namens existiert seit Jahren.<sup>19</sup>

Jeder, der es will, kann sich heute umfassend über die deutsche koloniale Vergangenheit informieren, auch über die Entstehung von Straßennamen und ihren mehr oder minder kolonialen Charakter. Das setzt die Bereitschaft voraus, die Fachliteratur zur Kenntnis nehmen zu wollen.

Selbstverständlich gibt es auf einigen Gebieten bei der Erforschung der deutschen Kolonialgeschichte noch Nachholbedarf. Vor allem scheint es offensichtlich zu sein, dass das Thema Kolonialismus, kolonialer Rassismus und koloniale Gewalt an den Schulen in wohl allen deutschen Bundesländern stärker verortet werden müsste.

Aber das scheint den Protestierenden, die Ende Februar 2014 in Berlin auf die Straße gingen und eine Änderung des Namens »Mohrenstraße« forderten, worüber einige Berliner Zeitungen und der regionale ARD-Fernsehsender RBB<sup>20</sup> berichteten, in ihren vorgeblich antikolonialen Bestrebungen nicht auszureichen. Ihnen ging es vornehmlich um den Prozess der Umbenennung der Straße in Berlin-Mitte, weil hier – wie es in ihrem Flyer heißt – angeblich »versklavte Afrikaner\_innen« gelebt hätten, die von der »niederländischen Krone« entführt und gezwungen worden seien, »in der königlichen Blaskapelle zu spielen«. Da fragt sich doch jeder nur einigermaßen historisch Gebildete, in welcher bayerischen Blaskapelle in Preußen haben Afrikaner und vor allem Afrikanerinnen zwangsweise die Tuba geblasen? Dies zu belegen wäre eine historische Sensation! Das Königreich der Niederlande wurde übrigens 1815 gegründet. Wie konnte es 100 Jahre zuvor agieren? Peinlich ob dieser historischen Unkenntnis heißt es dann auch noch auf dem Flugblatt: »Wir meinen, dass dieser Teil der deutschen Geschichte allen bewußt sein sollte.«<sup>21</sup>

19 Vgl. Ulrich van der Heyden, *Auf Afrikas Spuren in Berlin. Die Mohrenstraße und andere koloniale Erblasten*, Berlin 2008.

20 Rundfunk Berlin-Brandenburg.

21 Nichts verbreitet sich vermutlich rascher als Unsinn im Internet. So heißt es dann dort auch, den vermuteten Geschichtsverlauf noch etwas mit eignen fiktiven Vorstellungen fortgeschrieben: »Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, dass der Begriff »Mohren« von den Hohenzollern gleichbedeutend mit »Sklaven« verwendet wurde. Spätestens hier sollte allen klar sein, dass es sich bei besagtem Begriff um einen entmenslichenden Term handelt. Die Hohenzollern waren bereits Mitte des 17. Jahrhunderts in den Versklavtenhandel involviert und errichteten eigens hierfür die Kolonie Groß Friedrichsburg an der Küste des heutigen Ghanas, um von dort aus Westafrikaner\_innen zu versklaven und zu verschleppen. »Soldatenkönig« Friedrich Wilhelm I. bekam Anfang des 18. Jahrhunderts eine Gruppe versklavter Menschen von der Niederländischen Krone geschenkt und quartierte diese in einer Kaserne in Berlin ein. Er zwang sie, als menschliche Attraktion in seiner königlichen Blaskapelle zu spielen, die nicht unweit probe-

Abgesehen von dem sträflichen Umgang mit der Geschichte, sehen die Befürworter für eine Umbenennung der Straße zwei Gründe: Zum einen sei dies der »kolonialrassistische« Begriff »Mohr«, der laut Flugblatt gleichbedeutend mit dem ebenfalls rassistischen Begriff »Neger« sein soll,<sup>22</sup> und zum anderen hätte sich in der Mohrenstraße, wie es in einer RBB-Reportage und auch in anderen Medien von den Umbenennungsbefürwortern kolportiert wurde, eine Kaserne befunden, in der afrikanische Sklaven gefangen waren. Beides ist falsch!

Der Begriff »Mohr« ist nicht mit »Neger« gleichzusetzen. »Mohr« ist ein antiquierter Begriff, den gemeinhin kein Mensch mehr verwendet. Auch befragte afrikanische Freunde können sich nicht erinnern, jemals so angesprochen worden zu sein. Sogar entsprechende Befragungen in Afrika selbst haben ergeben – auch unter afrikanischen Germanistik-Studenten –, dass mit »Mohr« niemand etwas anfangen kann. Hingegen ist ungläubiges Kopfschütteln die Folge, wenn der Hintergrund der Frage erklärt wird. Keiner der befragten Afrikaner in Afrika hat für solche Forderungen schwarzer Menschen in Berlin Verständnis. Zum gleichen Ergebnis kamen vor einigen Jahren sporadische Umfragen bei in Berlin ansässigen afrikanischen Botschaften. Also für wen meinen die Protestierenden sich einsetzen zu müssen?

Das Wort »Neger«, englisch »Negro«, ist weltweit ein rassistisches Schimpfwort und wird im Allgemeinen kaum noch verwendet und sollte auch nicht verwendet werden. Allerdings muss beachtet werden, dass in früheren Jahren das Wort »Neger« durchaus als Selbstbezeichnung verwendet wurde. So gab es in den 1920er- und 1930er-Jahren bis in die 1960er-Jahre hinein beispielsweise die »Internationale Konferenz der Negerarbeiter«, ein »Internationales Gewerkschaftskomitee der Negerarbeiter«, die »Liga zur Verteidigung der Negerrasse« oder die Zeitschrift »The Negro Worker«, die alle in der internationalen Gewerkschaftsbewegung eine bedeutende Rolle spielten. An die weitverbreiteten Schriften des afroamerikanischen marxistischen Bürgerrechtlers Claude Lightfoot, die er »The Negro Question in the U. S. A.« (1960) oder »Negro Liberation« (1964) oder »The Path to Negro Freedom« (1965) nannte, sei nur erinnert.

Es ist also nicht nötig, dafür den für die meisten Menschen unverständlichen Ersatz „N-Wort“ zu verwenden oder gar „M-Wort“ für Mohr, was gerade bei jungen Menschen, die damit gern ihre antirassistische Überzeugung zum Ausdruck bringen wollen, vorkommt. Abgesehen von der Tatsache, dass damit das Bestreben, Rassismus in Deutschland zu bekämpfen, lächerlich gemacht wird,<sup>23</sup> müssten bei konsequenter Anwendung nun auch die genannten und viele andere historische Organisationen umbenannt werden.

Nach dieser Gruppe Versklavter wurde damals der Straßenzug benannt.« <https://2010sdafrika.wordpress.com/2014/02/21/streit-um-nelson-mandela-strase-in-berlin> (31. März 2014).

- 22 Ohne sich anscheinend mit den historischen Bedeutungen der Begriffe vertraut zu machen, behauptet laut Zeitungsmeldung Christoph Ziermann von der PDS-Fraktion in Berlin-Mitte: »Mohr ist wie Neger ein diskriminierendes Wort«. Uwe Aulich, Wie die PDS Geschichte entsorgen will, in: Berliner Zeitung vom 28. März 2014. Ähnlich unrealistisch argumentiert D. Tamino Böhm, Erneuter Protest in der Mohrenstraße. Flashmob & Spontandemo. Streit um Umbenennung nach Südafrikas Ikone Nelson Mandela geht weiter, in: <http://2010südafrika.wordpress.com/2014/03/erneuter-protest-in-der-mohrenstrasse/> (1. September 2014).
- 23 Vgl. zur ironischen Auseinandersetzung mit dem »Auftreten selbstherrlicher Subjekte, die die Integrität ihrer Person und die Unbestechlichkeit ihrer Urteile per Definition für sich reklamieren«, den Aufsatz von Deniz Yüc, Liebe N-Wörter, ihr habt 'nen Knall, in: Die Tageszeitung vom 22. April 2013.

Wie absonderlich es sich anhören muss, wenn dieser Sprachgebrauch Schule machen würde, zeigen die Kernsätze in Stanley Kramers Film »Rat mal, wer zum Essen kommt« (1967). Dort sagt Katharine Hepburn in Bezug auf den afroamerikanischen Schauspieler Sidney Poitier: »Ich liebe ein N-Wort«. Und der gesteht dann an einer anderen Stelle: »Ich bin ein N-Wort«.

Aber im aktuellen Sprachgebrauch muss – um dies ganz eindeutig zu sagen – auf das Wort »Neger« wegen seiner eindeutigen rassistischen Konnotation verzichtet werden.<sup>24</sup>

### *Der »fremde Mohr«*

Wie rassistisch ist aber nun das Wort »Mohr«? Die Bezeichnung für Afrikaner als »Mohren« war schon vor dem Mittelalter in Europa durchaus üblich. Zugrunde liegt diesem Begriff das griechische »moros«, was – nach Auffassung einiger Autoren – so viel wie »einfältig«, »töricht«, »dumm« bzw. »gottlos« bedeuten soll. Dabei stammt das Wort von »mavros«, was als »dunkel« übersetzt wird. Diese Interpretation ist nach Aussagen von Sprachwissenschaftlern korrekt.

Aus der griechischen Bezeichnung wurde dann das lateinische »maurus«, was so viel wie »schwarz«, »dunkel« bzw. »afrikanisch« heißen soll. Das daraus abgeleitete Wort »Mohr«, im Mittelhochdeutschen »mor«, was auch »Teufel« heißen könnte, wurde zunächst in Europa nur für die Bewohner Äthiopiens benutzt, später allerdings auch für die Bevölkerung des westlichen Nordafrika. Im Mittelhochdeutschen wurden »Morland« oder »Mornlant« oder »Mohrenland« gleichgesetzt mit »Arabien« bzw. »Mauretaniien«.<sup>25</sup>

Im mittelalterlichen Spanien, nach dem 8. Jahrhundert, nannte man dann schon alle muslimischen Bewohner der iberischen Halbinsel und des westlichen Maghreb »Moros« oder »Moors«. Nachdem die Muslime zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert aus Spanien vertrieben worden waren, setzte sich im Sprachgebrauch »Moriscos« durch. Im Mittelhochdeutschen hießen dann die Muslime – daran angelehnt – »Morliute« oder eben »Mohren«, »Araber« oder auch »Mauren«. Die Bezeichnungen »Moros« oder »Maure« wurden bald darauf in West- und Mitteleuropa synonym mit Berber, sodann mit Mohammedianer verwendet, weil auch schon in der römischen Antike die Berber als »Mauri« bezeichnet worden waren; seit dem 3./4. Jahrhundert war dies der Name für alle Bewohner des Maghreb.

24 Wie dies ein »schwarzer« deutscher Comedian, Musiker, Moderator, Schauspieler, Coach und Autor sieht, hat dargelegt Marius Jung, Singen können die alle! Handbuch für Negerfreunde, Hamburg 2013.

25 Es gibt unter Sprachwissenschaftlern ebenso die Auffassung, dass das Wort »Mohr« vom griechischen μαυρός (amaurós), was »dunkel« oder μαύρος (mauros), »schwarz«, bedeutet, herrührt. Damit bezeichnete man die dunkelhäutigen Menschen Nordafrikas. Warum hätten die Griechen alle Schwarzen als μαρός (moros), also dumm oder töricht, bezeichnen sollen? Zur Ab- und Ausgrenzung anderer Menschen vom südlich gelegenen Kontinent war solche herabwürdigende Interpretation nicht geeignet. Denn es gab ja auch dumme Griechen. Die Römer machten daraus »maurus«, eine konkrete Herkunftsbezeichnung, woraus sich unter anderem der Name des heutigen unabhängigen Staates Mauretaniien ableitet. Würde sich die islamische Republik so nennen, wenn sie annähmen müsste, dass die Europäer ihre Staatsbezeichnung als einfältig, töricht und dumm betrachten?

Im späteren Mittelalter hatte der Begriff »Mohr« also einen eindeutigen geografischen Bezug. Mit der Zeit wurde er zur ausdrücklichen Bezeichnung für Menschen aus »Außereuropa«, die nicht nur – jedoch vor allem – vom Nachbarkontinent Afrika kamen, somit eine dunklere Hautfarbe als die Europäer aufwiesen. Um die geografische Herkunft des Außereuropäers in der damaligen Zeit genauer zu benennen, verwendete man den heute nicht mehr wegen des scheinbaren redundanten Charakters verwendeten Begriff »schwarzer Mohr«. Damit waren Bewohner des afrikanischen Kontinents gemeint. Andere Außereuropäer wurden als »Mohren« bezeichnet. Das war im Mittelalter durchaus noch üblich.

Bis ins 16. Jahrhundert hinein machte man in Europa also kaum Unterschiede zwischen Bewohnern des nördlichen Afrika und den übrigen Bewohnern des Kontinents, ja selbst Angehörige anderer außereuropäischer Kulturen wurden bald mit »Mohren« betitelt. Da war es gleich, ob der Betreffende aus einem Gebiet südlich der Sahara kam oder aus einem arabischen Land oder einer anderen Weltgegend.

Der Begriff »Mohr« war damals also nicht rassistisch konnotiert, allenfalls exotisch. Die Bezeichnung »Mohr« gibt es auch in der Bibel,<sup>26</sup> und Karl Marx wurde liebevoll wegen seines schwarzen Bartes »Mohr« gerufen.<sup>27</sup>

Um ein Beispiel anzuführen, wie in den 1880er-Jahren dieser Name verwendet wurde, sei ein Zitat eines Missionars der Berliner Missionsgesellschaft aus Südafrika angeführt. In seinem Tagebuch schrieb Otto Posselt: »Wenn in Berlin ein Mohr auf der Straße gesehen wird, dann ist das wohl eine nicht so große Seltenheit wie hier unter den Mohren unserer Station ein weißes Gesicht.«<sup>28</sup>

Dass Berlin nicht die einzige europäische Hauptstadt ist, die durch die Benennung von Örtlichkeiten mit Namen aus vergangenen Zeiten an die Anfänge ihrer Multikulturalität erinnert wird, zeigt das Beispiel der österreichischen Metropole. In dem Buch »Das afrikanische Wien« heißt es, dass mit »Mohr« eigentlich »Außereuropäer im allgemeinen« gemeint waren. »Sosehr man die Bewohner/innen außereuropäischer Kontinente [...] generell als in *äthiopischen* (paradiesischen) Umständen lebende *edle Wilde* assoziierte, sowenig war man noch an ›rassischen‹ Besonderheiten (etwa unterschiedlichen Hautfarben) als Abgrenzungs- und Unterscheidungskriterien interessiert; dies sollte der Epoche des Kolonialismus vorbehalten bleiben. Der *Äthiopier* [als Synonym für Afrikaner] konnte schwarz sein, braun oder weiß – wichtig war nur, daß er (im Unterschied von den Europäern) *nahe dem Paradiese* war.«<sup>29</sup>

26 Unter Religionswissenschaftlern im 19. Jahrhundert gab es die Vermutung, dass die durch die Apostelgeschichte bekannte Königin Kandake aus dem »Mohrenland« gekommen sei, womit nach der Bibeldeutung das heutige Äthiopien gemeint war. Vgl. E. Iselin, Das einstige christliche Mohrenland, in: Evangelisches Missions-Magazin, Neue Folge, 59. Jg., Basel 1915, S. 392–386.

27 So gab es in der DDR ein weitverbreitetes und als Schullektüre verwendetes Kinderbuch »Mohr und die Raben von London« von Vilmos und Ilse Korn, welches 1969 von der DEFA unter diesem Titel verfilmt wurde. Auch in der Bundesrepublik wurde der Rufname von Karl Marx in dem Titel eines Buches verwandt. Vgl. Fritz J. Raddatz, Mohr an General. Marx und Engels in ihren Briefen, München 1980.

28 Tagebuch des Missionars Otto Posselt auf den Stationen Phatametsane und Khalatlolu, Nordost-Transvaal, Februar 1877 bis 31. Dezember 1884, abgeschrieben von A. O. Hesse, in: University of South Africa, Special Collection, ADA 266.4168092 POSS POSS, Bl. 123.

29 Walter Sauer (Hrsg.), Das afrikanische Wien. Ein Führer zu Bieber, Malangatana, Soliman, Wien 1996, S. 19.

Umso unsinniger ist es, wenn bei Beachtung der herausgehobenen positiven Bewertung des Begriffs die Befürworter einer Umbenennung der Mohrenstraße den Status »Mohr« mit dem rechtlosen Sklaven gleichzusetzen versuchen.

Es lässt sich nirgendwo nachweisen, dass in Berlin oder auf dem gesamten Territorium Preußens die Bezeichnung »Mohr« bis zur Zeit der kolonialen Aufteilung Afrikas zu Beginn der 1880er-Jahre negativ oder stark abwertend gebraucht wurde.

### *Der Ursprung des Straßennamens*

Die Mohrenstraße erhielt schon recht frühzeitig ihren Namen. Auf alten Stadtkarten taucht der Name schon um 1710 auf. Wie ist es zur Namensgebung gekommen?

Als 1681 im Auftrag des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg an der Westküste Afrikas eine Handelskolonie durch den Bau der Festung Großfriedrichsburg gegründet wurde, begannen auch die Deutschen, sich an dem transatlantischen Sklavenhandel zu beteiligen. Als das koloniale Abenteuer nicht gewinnbringend fortgesetzt werden konnte, verkaufte der preußische König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1717 den Kolonialbesitz an die Niederländisch-Westindische Compagnie für 72 000 Dukaten. Außerdem wünschte er sich, wie es in einem Buch aus dem Jahre 1839 formuliert wurde, als Preis für den Verkauf der Festung »gleichfalls ein halbes Dutzend schöner und wohlgestalteter Mohren von vierzehn, fünfzehn oder sechzehn Jahren«<sup>30</sup>. Ob dieser Wunsch jemals erfüllt wurde, ist angesichts neuerer Forschungen mehr als zweifelhaft.

Keinesfalls erhielt die Mohrenstraße wegen der gewünschten »wohlgestalteten Mohren« ihren Namen, wie es von den Befürwortern der Umbenennung der Mohrenstraße kolportiert wird. Denn zum Zeitpunkt des Verkaufs von Großfriedrichsburg hatte die Straße vor den Toren Berlins bereits ihren Namen erhalten.

Denn im Berliner Bezirk Mitte wurde bereits Ende des 17. Jahrhunderts ein unbefestigter Weg als Mohrenstraße bezeichnet. Bei der Anlage der Friedrichstadt war sie als Querverbindung zur Friedrichstraße entstanden. Den Namen hatte die nicht allzu lange Straße deshalb erhalten, weil hier eine Delegation afrikanischer Repräsentanten aus der brandenburgischen Kolonie Großfriedrichsburg aus dem heutigen Ghana in Westafrika in einem Gasthaus vor den Toren Berlins für einige Monate einquartiert war. Es handelte sich um eine Abordnung von Häuptlingen oder Ältesten unter Leitung des Häuptlings Janke aus dem Dorf Poqueso, welches später nach dem Tode des Großen Kurfürsten im Jahre 1688 und der Übernahme der Macht durch den brandenburgischen Kronprinzen den bis heute beibehaltenen Namen Princes Town im heutigen Ghana annahm.

Die afrikanischen Bewohner des Küstenstreifens hatten den Brandenburgern geholfen, am Rande ihrer Siedlung die Festung Großfriedrichsburg zu errichten. Dafür erwarteten sie von dem brandenburgischen Herrscher Schutz. Als die 26 führenden Persönlichkeiten unter Häuptling Janke als offizielle Gesandtschaft in Berlin eingetroffen waren, führten sie ein Schriftstück für den Kurfürsten mit sich, in dem ihre Verbundenheit mit dem brandenburgischen Herrscher ausgedrückt wurde und sie sich freuten, unter seinem Schutz und seiner Protektion zu leben, sie entschlossen seien, alle geschlossenen Verträge einzuhalten und sie sich keinesfalls unter eine andere europäische Herrschaft

30 P. F. Stuhr, Die Geschichte der See- und Kolonialmacht des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Berlin 1839, S. 27.

stellen würden. Friedrich Wilhelm antwortete darauf ebenfalls schriftlich huldvoll.<sup>31</sup> Da er auf die afrikanische Abordnung mehrfach traf, dürften sich beide Seiten auch mündlich ausgetauscht haben. Zudem verfügten die sich in Berlin aufhaltenden Afrikaner über direkte Verbindungen zum brandenburgischen Hof. Sie wurden am Hofe wie europäische Diplomaten bzw. Herrscher empfangen, genossen die Gastfreundschaft wie andere »fremdländische« diplomatische Delegationen. Erst nach einiger Zeit kehrten sie in ihre westafrikanische Heimat zurück.

Die Anwesenheit der Afrikaner, im damaligen Sprachgebrauch halt »Mohren«, rief so viel Aufmerksamkeit unter der Berliner Bevölkerung hervor, dass man die Strecke, auf der man die Fremden des Öfteren zu ihrer Unterkunft gehen und fahren sah, zunächst Mohrenweg nannte. Dieser Name wurde später dann der Wortstamm für die bis heute amtliche Straßenbezeichnung.

Später, so eine weitere überlieferte Information zur Mohrenstraße, waren in den 1787 am östlichen Ende der Mohrenstraße errichteten »Mohrenkolonnaden« Militärmusiker einquartiert. Hier residierten die Janitscharen. Das waren in der Regel fremdländische Militärmusiker, die durch einen marschartigen Rhythmus, weite Lagen und das hohe Geklingel der in größerer Anzahl eingesetzten Metallschlaginstrumente ein besonders exotisch anmutendes »türkisches Kolorit« entstehen ließen. Unter den Musikern befanden sich auch einige Schwarzafrikaner. Diese Musiktruppe wurde über Preußen hinaus bekannt<sup>32</sup> und diente an anderen europäischen Höfen bald als Vorbild.

Die Uniformen des Janitscharen-Musikcorps unterschied sich von denen der anderen preußischen Militärmusiker: »Blau, unten ganz weit und rundumb mit Falten, die Ärmel, Aufschläge und Fordertheile am Rocke sind mit güldenen Schleifen besetzt, dazwischen silbern gepremet, welche an beiden Enden silberne Frantzen haben.«<sup>33</sup> Um den Hals trugen sie einen zwei Finger breiten Ring aus gediegenem Silber und ebensolche Ohrgehänge. Um die Ausstattung den damaligen Vorstellungen von Exotik zu entsprechen, waren sie mit einem weißen oder bunten Turban auf dem Kopf ausgestattet. Es wurde damals, wie in den Erläuterungen zur Entstehung des Wortes »Mohr« bereits deutlich gemacht worden ist, alle südlich Europas angesiedelten Völkerschaften, also auch die Afrikaner, für Muslime angesehen, die nach damaliger Auffassung Turbane tragen mussten. Deshalb bezeichnete man sie zuweilen auch als »Türken«.

Heute gibt es in der deutschen Hauptstadt die »Berliner Janitscharenkapelle«, die im Jahre 1991 gegründet worden ist und durch bundes- und europaweite Konzerte diese Form der musikalischen Kunst weiterleben lässt.

### *Der arme Mohr?*

Basiert »der jetzige Name der Straße, in der versklavte Minderjährige aus Afrika lebten, die am brandenburgisch-preußischen Hof dienen mussten ... auf einer rassistischen

31 Vgl. Heinz Duchardt, Europäisch-afrikanische Rechtsbeziehungen in der Epoche des »Vorkolonialismus«, in: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte, Nr. 4, München 1985, S. 367–379, hier S. 174.

32 Vgl. M. Rischmann, Mohren als Spielleute und Musiker in der preußischen Armee, in: Zeitschrift für Heeres- und Uniformkunde, Nr. 91/93, München 1936, S. 82–84.

33 Zitiert nach Peter Martin, Schwarze Teufel, edle Mohren, Hamburg 1993, S. 124 f.

Fremdbezeichnung und verletzt die Würde Schwarzer Menschen«, wie einer der Umbenennungsbefürworter in einem Zeitungsinterview zu Protokoll gab?<sup>34</sup> Wie war es wirklich mit dem sozialen Status der Mohren (wohlgemerkt: nicht nur Schwarzafrikaner) bestellt, die in der Mohrenstraße eine Ausbildung als Militärmusiker erhielten und dort vermutlich kaserniert untergebracht waren? Kennt einer der Protestierenden auch nur den Namen von einem Afrikaner, der dort angeblich mit anderen Schicksalsgenossen in einer »Kaserne« leben musste, die laut einem Artikel in der Tageszeitung »Junge Welt« oft bald schon »Klima und Krankheiten«<sup>35</sup> erlagen?

Neuere Forschungen haben einige Namen, was zugegeben nicht einfach zu eruieren war, zutage fördern können. Einer der ersten in der Mohrenstraße als Musiker ausgebildeten Pfeifer, mit Namen Georg, wurde 1722 in der Potsdamer Garnisonskirche getauft. Einer seiner Paten war der preußische König. Seine Gefährten Christian August und Christian Heinrich sowie ein anderer namens Cupido ebenfalls. Außerdem ist es gelungen, weitere Musiker, vor allem Pauker und Pfeifer, namhaft zu machen. Sie dienten nach ihrer Ausbildung in der Mohrenstraße in renommierten preußischen Armeeeinheiten. Andere arbeiteten nach Verlassen des Militärs als »Kammer«-, »Leib«- oder »Hofmohren«.

Auch wenn die in der Regel jungen Menschen aus ihren Familienverbänden in Afrika gerissen worden waren, kam es zu besonderen Beziehungen dieser Bediensteten zu ihrer Herrschaft bis hin zu engen Abhängigkeitsverhältnissen. Wenig ist bekannt, wie die Afrikaner nach Deutschland kamen. Zuverlässig nachweisen lässt sich nicht, dass aus der Handelskolonie Großfriedrichsburg Afrikaner nach Berlin »verschleppt« wurden. Möglich ist hingegen, wie es bei späteren Afrika-Reisenden der Fall war,<sup>36</sup> dass Afrikaner auf Sklavenmärkten gekauft und mit nach Deutschland genommen wurden. Dienten sie nach dem Freikauf von zumeist arabischen Sklavenhändlern als Diener, wurden sie in Deutschland freigelassen oder verblieben in den Familien des deutschen Forschers. Die genauen Umstände der Herkunft von später in Europa lebenden Afrikanern ist noch ein kaum erschlossenes Forschungsfeld.

Fakt ist, dass es im 18. und 19. Jahrhundert nicht wenige Afrikaner in Deutschland gab, die als Prinzenenerzieher, Kapellmeister und ähnliche herausgehobene Stellungen an adligen Höfen arbeiteten. Sie erhielten für ihre Dienste Lohn. Anders als in Spanien oder Portugal ist für die Bediensteten aus Afrika in der Region Berlin-Brandenburg der Begriff »Sklave« unzutreffend, ja grundsätzlich falsch.

Es konnte in Preußen schon aus juristischen Gründen keine Sklaven geben (in Übersee sah dies natürlich ganz anders aus!), denn der Handel mit Menschen war preußischen Einwohnern auf dem Territorium ihres Staates verboten. Das »Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten« untersagte dies. Es heißt dort in den Paragraphen 196 bis 200: »Sklaverey soll in den Königlichen Staaten nicht geduldet werden. Kein königlicher Unterthan kann und darf sich zur Sklaverey verpflichten. Fremde, die sich eine Zeitlang im Königlichen Lande befinden, behalten ihre Rechte über die mitgebrachten Sklaven. Doch muß ihnen die Obrigkeit Schranken setzen, wenn sie diese Rechte bis zu lebens-

34 Cornelia Schmalenbach/Olga Bobileva, Mohrenstraße zu rassistisch?, in: Berliner Kurier vom 18. Februar 2014.

35 Wladek Flakin, Straße für Madiba, in: Junge Welt vom 24. Februar 2014.

36 Vgl. Ulrich van der Heyden/Horst Gnettner (Hrsg.), Allagabo Tim. Der Schicksalsweg eines Afrikaners in Deutschland. Dargestellt in Briefen zweier deutscher Afrikaforscher, Berlin 2008.

gefährlichen Mißhandlungen der Sklaven ausdehnen wollten. Wenn dergleichen Fremde sich in Königlichen Landen niederlassen; oder auch wenn Königliche Unterthanen auswärts erkaufte Sklaven in hiesige Lande bringen: so hört die Sklaverey auf.«<sup>37</sup>

Nicht wenige der Afrikaner hatten bei ihren Dienstherrn eine herausgehobene Position innerhalb der Dienerschaft an adligen Höfen inne, waren Vorgesetzte von »weißem« Dienstpersional. In einer 2013 erschienenen Forschungsarbeit heißt es etwa zu den Trompetern und Paukern in den preußischen Militärkapellen, dass diese »ohne Zweifel als frei und – angesichts ihres gehobenen Status als Hof- und/oder Militärmusiker – sogar als privilegiert galten.«<sup>38</sup>

Interessant ist auch die auf einer gründlichen Auswertung der relevanten Quellen beruhende Feststellung von Anne Kuhlmann-Smirnow: »Vor allem als Musiker und Diener in verschiedenen, hierarchisch gestuften Positionen waren Schwarze hochsichtbar für die Öffentlichkeit und exponiert an den Höfen als politische, kulturelle, soziale, religiöse und militärische Zentren des Alten Reichs. Hier waren sie entweder als Bedienstete angestellt (und wurden als solche entlohnt) oder als Musiker und Soldaten in privilegierten Armeeeinheiten wie dem Roten Grenadierbataillon, der Elitetruppe der preußischen Könige mit vorwiegend repräsentativen Funktionen. Berufliche Veränderungen waren dabei nicht ausgeschlossen: Einige verzichteten auf den Dienst in der Armee oder am Hof, um anderswo bessere Positionen zu suchen, andere änderten ihr berufliches Profil grundlegend.«<sup>39</sup>

Die hier zitierten neuesten Forschungsergebnisse zeichnen ein ganz anderes Bild als das, gegen das sich die Protestierer und Befürworter der Umbenennung der Mohrenstraße zu wenden meinen müssen.

Forschungsergebnisse eines anderen Wissenschaftlers, die auch erst jüngst veröffentlicht wurden, haben überdies ergeben, dass es zumindest ungewiss ist, ob überhaupt die im Verkaufsvertrag von der preußischen Festung Großfriedrichsburg geforderten jungen Afrikaner in der Tat nach Berlin kamen.<sup>40</sup> Zudem haben die Recherchen von Stephan Theilig bestätigt, dass es nicht sehr wahrscheinlich ist, dass das Wort »Mohr«, den vorgeblichen Namensgebern der Mohrenstraße, von Schwarzafrikanern stammt, denn mit diesem Begriff wurden – wie bereits erwähnt – in Mitteleuropa ebenso Türken, Ägypter, Tataren oder Asiaten bezeichnet, die in den Mohrenkolonnaden in der Janitscharenkapelle eine Ausbildung erhielten, was er detailliert nachweisen konnte.

Mithin entfallen alle bislang vorgetragenen Argumente, die Mohrenstraße umzubenennen.

37 Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten von 1794, mit einer Einführung von Hans Hattenhauer und einer Bibliographie von Günther Bernert, 3., erweiterte Auflage, Neuwied et al. 1996.

38 Anne Kuhlmann-Smirnow, *Schwarze Europäer im Alten Reich*, Göttingen 2013, S. 124.

39 Ebd., S. 126.

40 Stephan Theilig, *Türken, Mohren und Tataren. Muslimische (Lebens-)Welten in Brandenburg-Preußen im 18. Jahrhundert*, Berlin 2013, S. 51.

*Der Große Kurfürst von Brandenburg als Sklavenhändler*

Es ist unstrittig, dass Brandenburg-Preußen am transatlantischen Sklavenhandel beteiligt war. Angeführt wird von einem sich als Fachmann bezeichnenden Berliner, dass die Anzahl der über Großfriedrichsburg versklavten Afrikaner höher gewesen sein soll als die anderer Sklavenhandel betreibender europäischer Staaten; er führte im RBB aus vollkommen unverständlichen Gründen England und Frankreich an. Die Behauptung entbehrt jeder historischen Grundlage. Bei geschätzten zehn bis zwölf Millionen versklavten Afrikanern, die durch Europäer nach Amerika verschleppt wurden (es kamen noch der arabische und der innerafrikanische Sklavenhandel hinzu<sup>41</sup>), war der Anteil Brandenburg-Preußens quantitativ gesehen gering. Allein die Engländer verschleppten 1,7 Millionen Menschen über den Ozean. Und durch Frankreich gelangten allein zwischen 1500 bis 1880 ca. 1,6 Millionen afrikanische Sklaven in die Karibik.

Wie viele Afrikaner haben die Brandenburger bzw. die Preußen versklavt? Es wurde gegen Ende der 1980er-Jahre entsprechend des damaligen Forschungsstands von bis zu 10 000 versklavten Afrikanern gesprochen, später von bis zu 30 000 Versklavten, die durch Brandenburg bzw. Preußen nach Amerika verschifft wurden. Diese Zahl ist bei genauer Betrachtung zu hoch gegriffen. Es waren weniger.<sup>42</sup> Der Autor dieser Zeilen hatte die überhöhte Zahl in den 1990er-Jahren in die Diskussion gebracht. Diese Annahme lässt sich indes bei genauer Überprüfung der archivarisichen Quellen nicht aufrechterhalten. Aktuelle Berechnungen haben nämlich ergeben, dass in der Karibik durch Brandenburg bzw. Preußen etwa 19 240 afrikanische Sklaven verkauft wurden; anscheinend keine nach Europa.<sup>43</sup>

Um es nochmals zu betonen: Jeder Afrikaner, der versklavt und über den Ozean nach Amerika verschifft wurde, erlebte Schreckliches; fast doppelt so viele Menschen, die zwangsweise amerikanischen Boden betraten, kamen um.

Heutige bewusste Übertreibungen der Anzahl der versklavten und verschleppten Opfer des europäischen Sklavenhandels zur versuchten Durchsetzung politischer Ziele sind genauso wenig angebracht wie Relativierungen oder Verweise darauf, dass dies halt damals übliche Praxis gewesen sei. Nicht umsonst hat die UNESCO den transatlantischen Sklavenhandel als die »Schande der Menschheit« bezeichnet.

Es sollte eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein, bei einer derartigen Thematik bei den historisch abgesicherten Erkenntnissen zu bleiben. Das sind wir Heutigen den damals Leidtragenden schuldig. Wie anfangs ausgeführt, schaden Halbwissen und Über-

41 Vgl. beispielsweise Tidiane N'Diaye, *Der verschleierte Völkermord. Die Geschichte des muslimischen Sklavenhandels*, Reinbek bei Hamburg 2010; Paul E. Lovejoy, *Transformations in Slavery*, Cambridge 1983; Claude Meillassoux, *Anthropologie der Sklaverei*, Frankfurt am Main 1989; Egon Flaig, *Weltgeschichte der Sklaverei*, München 2009; Michael Zeuske, *Sklaven und Sklaverei in den Welten des Atlantiks, 1400–1940. Umriss, Anfänge, Akteure, Vergleichsfelder und Bibliografien*, Münster, Hamburg und London 2006; ders., *Handbuch Geschichte der Sklaverei. Eine Globalgeschichte von den Anfängen bis heute*, New York und Berlin 2013.

42 Vgl. Adam Jones, *Brandenburg-Prussia and the Atlantic slave trade*, in: S. Daget (éd.), *De la Traite à l'esclavage. Actes du Colloque international sur la traite des Noirs*, vol. 1, Nantes 1985, S. 283–298.

43 Vgl. Malte Stamm, *Das koloniale Experiment. Der Sklavenhandel Brandenburg-Preußens im transatlantischen Raum 1680–1718*, unveröffentlichte Dissertation, Düsseldorf 2011.

treibungen gerade bei solch einer sensiblen Problematik mehr, als wenn geschwiegen würde.

Aber Schweigen muss ja keiner, auch nicht in Bezug auf die Mohrenstraße. Denn seit einigen Jahren liegt von dem Autor dieses Aufsatzes der Vorschlag auf dem Tisch, mit allen Interessierten gemeinsam den U-Bahnhof Mohrenstraße, der erst seit der deutschen Wiedervereinigung so heißt, umzubenennen und entsprechend umzugestalten. Die Berliner Verkehrsbetriebe stehen einem solchen Vorschlag nicht ablehnend gegenüber.<sup>44</sup>

Warum kann dieser Bahnhof nicht ein Ort werden, der in einer ansprechenden Ausgestaltung auf die Geschichte des multikulturellen Charakters der Stadt verweist, insbesondere auf die Geschichte der afrikanischen Diaspora? Das wäre zudem eine hervorragende Gelegenheit, in Berlin auch der weitgehend in Vergessenheit geratenen deutschen Streiter gegen Kolonialismus und Rassismus zu gedenken. Es sei hier nur an den noch immer ohne Würdigung in Berlin gebliebenen Antikolonialisten, Pazifisten und, wenn man so will, Urvater der Grünen, Hans Paasche, gedacht.<sup>45</sup> Außerdem lag das organisatorische Zentrum der antikolonialen Aktivitäten in Deutschland der Zwischenkriegszeit, das Haus des Münzenberg-Konzerns, in unmittelbarer Nähe des U-Bahnhofs Mohrenstraße, in der Wilhelmstraße 48.<sup>46</sup>

Sollte trotz aller dagegen sprechender Argumente dennoch ein die Umbenennung der Mohrenstraße ablehnender Beschluss der BVV<sup>47</sup> von Berlin-Mitte aus dem Jahre 2005 aufgrund der neuerlichen Proteste gekippt werden und erneut von Abgeordneten über die Umbenennung dieser Straße diskutiert werden, gilt es zweierlei Sachverhalte zu beachten. Denn will man die Straßennamen von am Kolonialismus profitierenden Menschen in Berlin konsequent ausmerzen, was zu begrüßen wäre, dann müsste der größte Profiteur des brandenburgisch-preußischen transatlantischen Sklavenhandels, der Große Kurfürst, nicht durch »Kurfürstendamm« oder »Kurfürstenstraße« in der deutschen Hauptstadt weiterhin geehrt werden. Und: Sollte man trotz der hier dargestellten Gründe den Begriff »Mohr« aus Berlin verbannen wollen, müsste überlegt werden, was mit den Dutzenden Berliner Familien mit dem Nachnamen Mohr (in Deutschland kam der Familienname 2002 insgesamt 13 744 Mal vor) geschehen soll. Woher dieser Familienname ursprünglich stammt, dürfte nach den vorhergehenden Ausführungen auf der Hand liegen.

44 Vgl. Stefen Alberti/Feliks Todtmann, Ausweg aus der Mohrenstraße, in: Die Tageszeitung vom 22. August 2014.

45 Vgl. zu dessen Biografie P. Werner Lange, Hans Paasches Forschungsreise ins innerste Deutschland. Eine Biographie, Bremen 1995.

46 Vgl. zu Münzenberg und seine antikolonialen Aktivitäten beispielsweise Mustafa Haikal, Willi Münzenberg und die »Liga gegen Imperialismus und für nationale Unabhängigkeit«, in: Tania Schlie/Simone Roche (Hrsg.), Willi Münzenberg (1889–1940). Ein deutscher Kommunist im Spannungsfeld zwischen Stalinismus und Antifaschismus, Frankfurt am Main 1995, S. 141–154; Peter Martin, Die »Liga gegen koloniale Unterdrückung«, in: U. van der Heyden/J. Zeller (Hrsg.), »... Macht und Anteil an der Weltherrschaft« (wie Anm. 9), S. 261–269.

47 Bezirksverordnetenversammlung.



Abb. 1 Die Mohrenstraße mit den Kolonnaden.

### *Der Umgang mit der brandenburgisch-preußischen Kolonialgeschichte in Berlin*

Der Streit um die Umbenennung der Mohrenstraße ist nicht der einzige Fall in Berlin, in dem ein sträflicher Umgang mit der brandenburgisch-preußischen Kolonialgeschichte öffentlich demonstriert wurde, um entgegen der historischen Wahrheit gruppen- oder lokalpolitische Ziele durchzusetzen. Bei dem bekanntesten dieser Fälle in der Vergangenheit war auch hier der Ausgangspunkt ein kolonialer Erinnerungsort aus der Zeit der brandenburgisch-preußischen Kolonialpolitik Ende des 17./Anfang des 18. Jahrhunderts in der deutschen Hauptstadt. Es ging um die Umbenennung des nach dem Gründer der brandenburgischen Kolonie Großfriedrichsburg benannten Gröbenufers. Hier schoss man sich auf die Person von Otto Friedrich von der Gröben ein, dem man Sklavenbesitz und Sklavenhandel zur Begründung der Umbenennung vorwarf. Wie in diesem Jahrbuch nachgewiesen werden konnte, waren diese Vorwürfe indes nicht zutreffend.<sup>48</sup>

Zweifelsfrei steht fest, dass Otto Friedrich von der Gröben zwar der Begründer der Festung und der Handelskolonie Großfriedrichsburg an der westafrikanischen Küste im Jahre 1682<sup>49</sup> war, er jedoch nicht das war, was man ihm Jahrhunderte später vorwarf.

Zweifelsohne war Otto Friedrich von der Gröben der Urvater des deutschen Kolonialismus, den zu ehren sich von allein verbietet. Aber er hinterließ – und hier liegt seine wissenschaftliche Bedeutung – einen Bericht über seine Reise nach Westafrika, die zu den ersten und bedeutendsten deutschen Quellen zur Geschichte und Völkerkunde Westafrikas zählt. Nicht zuletzt zeichnet sich der Reisebericht durch Neugier und relativer Unvoreingenommenheit des Autors gegenüber den von ihm beschriebenen afri-

48 Vgl. Ulrich van der Heyden/Joachim Kundler, Otto Friedrich von der Gröben – abenteuerlustiger Reisender, Schriftsteller und umstrittener Namenspatron des Gröbenufers an der Spree, in: Berlin in Gegenwart und Geschichte. Jahrbuch des Landesarchivs Berlin 2010, S. 7–32.

49 Vgl. hierzu Ulrich van der Heyden, Rote Adler an Afrikas Küste. Die brandenburgisch-preußische Kolonie Großfriedrichsburg an der westafrikanischen Küste, Berlin 1993.

kanischen Kulturen aus. Das ist Grund genug gewesen, dieses Werk als Faksimile der Wissenschaft wieder zugänglich zu machen.<sup>50</sup>

Nun muss nach einem Kolonialisten, der eine Handelskolonie in Afrika begründete, durch die Sklavenhandel über den Atlantik betrieben wurde, im Berlin des 21. Jahrhunderts keine Straße heißen. Aber eine Umbenennung wäre auch möglich gewesen, ohne die Geschichte zu verbiegen und falsche Behauptungen aufzustellen.

An den genannten Beispielen wird deutlich, wie notwendig es ist, sich mit der Vergangenheit Berlins – selbstverständlich auch kritisch – auseinanderzusetzen. Die kolonial belasteten Straßennamen sind dafür zwar gut geeignet, aber es sollten die historischen Tatsachen als Grundlage für politische Entscheidungen, etwa zur Umbenennung eines Straßennamens, die entscheidende Rolle spielen.<sup>51</sup>



Abb. 2 *Straßenschild.*

- 50 Vgl. Otto Friedrich von der Groeben, *Orientalische Reise-Beschreibung des Brandenburgischen Adelichen Pilgers Otto Friedrich von der Gröben: Nebst der Brandenburgischen Schiffahrt nach Guinea, und der Verrichtung zu Morea, Marienwerder 1694*, neu hrsg. und mit einer Einleitung versehen von Ulrich van der Heyden, Hildesheim, Zürich und New York 2013.
- 51 Vgl. Ulrich van der Heyden, *Koloniale Erinnerungsorte in Berlin in der Zeitkritik. Was uns Straßennamen über ein verdrängtes Kapitel deutscher Geschichte sagen können*, in: *Der Bär von Berlin. Jahrbuch 2011 des Vereins für die Geschichte Berlins*, S. 73–88.